

Der alte Brutus

Autor(en): **Oswald, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **25 (1921-1922)**

Heft 10

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der alte Brutus.

Von Josef Oswald.

Eine Gesellschaft alter und junger Männer hatte sich über die ungesunden Verhältnisse im deutschen Vaterlande gründlich ausgeklagt und war schließlich auf den Weltkrieg zu sprechen gekommen. Wie billig hatten die jungen tapfern Kämpfer das große Wort geführt. Als sie gegangen waren, saßen die Väter und Onkel schweigend und nachdenklich da. Nach einer Weile ergriff einer das Wort und sagte: „Ja, die haben für ein langes Leben reichlich Erzählungsstoff gesammelt, daran noch Kinder und Kindesfinder zehren werden, und wir können einpacken mit unsern friedlichen Soldatenerinnerungen. Mir wenigstens kommen sie vor, als ob ich noch dem Krähwinkler Landsturm angehört hätte.“

„Na“, bemerkte Bob, der, wie es seine Art war, ein philosophisches Gesicht machte, „da wir unter uns sind, können wir uns nach all dem Aufregenden ein kleines Beruhigungspulver gönnen. Ich habe z. B. in meiner Hausapotheke die Geschichte von dem alten Brutus, die einen gewissen historisch-homöopathischen Charakter hat. Habe ich sie etwa schon verabschiedet?“

„Nein. Leg' nur los,“ war die Antwort.

„Natürlich meine ich nicht den alten Römer. Mein „Brutus“ war ein königlich preussisches Dienstpferd von achtzehn Lenzen — für einen Schwabronsgaul gewiß ein hübsches Alter — dazu ein Veteran aus dem deutsch-französischen Kriege, dem eine Kugel einen blutjungen Freiwilligen aus dem Sattel gesetzt hatte. Seitdem war Brutus sozusagen ausschließlich von Einjährig-Freiwilligen geritten worden. Ich sollte leider der letzte sein.“

An einem mir unvergeßlichen Oktobermorgen hatten wir Rekruten zum ersten Mal auf dem großen Exerzierplatz unsere Künste zu entfalten. Schützende Kasernenmauern bedurfte es nicht mehr, das Reiten auf Decke ging schon so prächtig von statten, daß auf das Kommando „Trab“ alle wie Puppen zu hopfen begannen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Ich weiß nicht, zu welchem höheren militärischen Zwecke ich meinen Brutus mehrere Tage hatte hergeben müssen. Genug, seelenfroh saß ich wieder auf seinem Rücken, machte aber alsbald die unangenehme Wahrnehmung, daß er verändert war, auffallend verändert. Sonst gleichsam die verkörperte Instruktion — ein Pferd, das in jeder Gangart ganz von selbst das richtige Tempo traf — zeigte es heute sich von einem unerträglichem Eigensinn und einer nicht zu bändigenden Eile.

Alle Augenblicke hörte ich den Unteroffizier in einem unheimlich sich steigenden Tone wettern: „Kreuzbombenelement! Will der Einjährige auf dem Brutus wohl Abstand halten — Abstand halten!“ Mein innerer

Mensch fing nachgerade an zu knirschen, und als neuerdings das „Escadron, Trab!“ erschallte, nahm ich meinen Renner gehörig zwischen die Schenkel, fest entschlossen, ihn Mores zu lehren. Ja, wenn der alte Herr sich nur darauf eingelassen hätte! Allein im Nu war er dem Vorderpferde abermals dicht auf den Fersen und kam ihm dabei so ungemütlich nahe, daß es die größte Lust zeigte, eine Reiterei zu eröffnen. Unter dem wütenden Zuruf des Reitlehrers zog ich aus Leibeskräften die Zügel an, Brutus hingegen biß mit nicht geringerer Gewalt auf die Trense und brach, ehe ich mir's verjah, aus dem Vierecke, in wilder Jagd mit mir das Weite suchend.

„Donnerwetter! Da brennt uns ein Einjähriger nach Amerika durch —“ hörte ich noch. Alles andere hörte ich nicht mehr, auch nicht den freundlichen Wunsch, Brutus möchte mich in den Sand schleudern. Das war nun just das Gegenteil von dem, was ich mir in den Kopf gesetzt hatte und auch glücklich zuwege brachte. Plötzlich — mitten in seinem tollen Lauf und meinem verzweifelten Heldentum — blitzte mir mit der Geschwindigkeit, die den Gedanken in den kritischsten Lebensmomenten eigen ist, eine weise Lehre des Wachtmeisters durch den Schädel. „Leute,“ hatte er gesagt, „wenn euch mal beim Reiten der Gaul durchgeht, dann faßt den einen Zügel knapp am Maul, daß der Nacken sich im Kreise drehen muß —“.

Gedacht, hatte ich es auch schon erprobt. Brutus stand wie angenagelt.

Überall in der Schwadron, soweit man Augenzeuge des Vorfalles gewesen war, herrschte Verwunderung. „Brutus mit einem Einjährigen durchgegangen!“ — Es schien allen ein Rätsel zu sein, die ältesten Sergeanten konnten sich nicht erinnern, jemals etwas ähnliches bei diesem Musterpferde erlebt zu haben. Da ich ihm nachher im Stalle suchte die Decke von dem feuchten, zuckenden Fell löste, löste sich auch das Rätsel. Der arme Kerl war gedrückt — faustdick — zum Erbarmen!

So sah ich unerfahrener Jüngling mich schon am Anfange meiner Dienstzeit jenem kavalleristischen Problem ersten Ranges gegenüber, das hinfort meiner ernstesten Beachtung sich empfahl.

Wie kann das edle Streitroß bei den Strapazen kriegsartiger Reiterei unter dem schweren Gewichte der feldmarschmäßigen Ausrüstung sich heil erhalten, da die Beschaffenheit des Rhinoceros ihm nicht verliehen ist, vielmehr seine Haut durch die Wärme, die infolge der auf ihm ruhenden Last sich entwickelt, doppelt empfindlich wird und dadurch, daß man das Gepäck rechts und links, vorn und hinten in einer Anordnung festschnallt, die überall eine gleichmäßige Gewichtsverteilung bewirkt. Auf diesem Grundsatz beruht die vorgeschriebene, bis ins Kleinste geregelte Kunst des Packens, sie soll dem Pferde die vielen Sachen, die es zu schleppen hat, nach Möglichkeit erträglich machen und nicht etwa eine Art Wiege für den

Reiter schaffen, daß er zwischen den Erhöhungen der Schabracke sanft und sicher schaukle wie ein Kindelein im Mutter Schoß.

Doch was hilft die schönste Packerei, wenn der Sitz der lebendigen Last nicht entsprechend ist! Damit hapert es öfters. Nach den anstrengenden Ritten im Manövergelände, auf stundenlangem Marsch im Sonnenbrande über die staubige Landstraße, befällt so manchen Kriegsmann ein Schlafbedürfnis. Selig duselt er ein im Sattel, wobei Kopf und Schulter samt dem ganzen Oberkörper nach einer Seite hängen und dort gleichsam mit einem Übergewicht von mindestens fünfundzwanzig Kilo sich geltend machen. Die Folge ist, daß im Quartier das entsattelte Pferd sich schmachlich gedrückt zeigt. Da kratzt der Husar sich wohl verdrießlich hinter den Ohren und beklagt zumal das eigene Loß. Denn nun muß er bis in die Nacht hinein die Druckstelle fühlen und am andern Tage, während die Kameraden hoch zu Pferde sitzen, zu Fuß wandern und sein Kößlein am Baume führen. Wer aber viel beklagenswerter, ist dieses. Würde es doch mit Freuden zur Schummerzeit ihn ungeschoren lassen und am Tage ihn treulich tragen, wäre es nur nicht wund geworden bei seiner Reiterei.

Wie ein Kavalleriegaul nur selten auf die Länge der Zeit solcher bösen Manövererfahrung entgeht, so hatten die flotten Freiwilligen, die den alten Brutus geritten, ihn auch nicht davor bewahrt. Namentlich mein unmittelbarer Vorgänger scheint ihm übel mitgespielt zu haben. Inzwischen hatte sorgsame Pflege ihm wohlgetan und der leichte Rekrutendienst ihm nicht geschadet. Nachdem er jedoch mehrmals wieder auf Sattel geritten worden, sah man, daß es mit seiner Leistungsfähigkeit für die Schwadron vorbei war, und als bald darauf das Ausmusterungsgeschäft vor sich ging, hieß es: Brutus ade! Nicht einmal für den Train, geschweige denn für die Artillerie ward er brauchbar befunden. Ein Zivilist führte ihn heim.

Was ich mit meinem Brutus erlebt hatte, sollte bei den Beischwerden des Manövers, da er längst vergessen war, seinem Nachfolger zugute kommen. Ungedrückt brachte ich ihn jedesmal ins Quartier. Das schönste Quartier aber, das ich da unten am Niederrhein fand, war in der Wirtschaft „Zu den drei Mohren“ von Peter Schnüttgen. Schnüttgen, der selbst Husar gewesen, freute sich wie ein Kind, einige von seinem Regiment zu beherbergen, und nicht minder froh war das frische und fidele Töchterpaar Settchen und Rätchen.

Wir waren gerade recht zum Schützenfest gekommen, und gegen Abend auf dem Schießstand drückte mir der Wirt in seiner Freundlichkeit eine Donnerbüchse in die Hand, die ich entschlossen abfeuerte. Aber da bekam ich einen Schrecken. Ich meinte nämlich zu gut gezielt zu haben und im nächsten Augenblick als Schützenkönig ausgerufen zu werden, was gar nicht mein Ehrgeiz war. Doch als der Pulverrauch sich verzogen hatte, stellte sich

heraus, daß der Vogel zwar schon bedenklich auf der Stange saß, doch noch festhielt. Erst einer der nächsten Schützen knallte ihn herunter.

Darauf ging es an die Vertilgung einer Riesenbowle, unterdessen die Fiedler zum Tanze aufspielten und Settchen und Rätchen, auf das Lieblichste herausgeputzt, ihr Recht forderten. Lange werde ich in dieser Nacht dem edlen Morpheus nicht im Arme geruht haben, denn mit der Morgenröte brach ein großer Manöver-schlachttag an, der mir die Ehre verschaffte, bei einem der Feldherrn Ordonnanzdienst zu verrichten. Bald sprengte ich stolz über Kraut und Stoppel, um irgend einen Befehl zu überbringen, bald ritt ich gemächlich im Gefolge Seiner Excellenz, die Bewegungen der Truppenkörper mit einer sachverständigen Miene musternd, als ob ich ein halber Woltke wäre.

Mit wachsender Glut näherte sich die Sonne dem Scheitelpunkte. Ich hatte wieder einem Bataillonskommandeur oder sonst einem hohen Herrn eine höhere Weisung zugestellt, und befand mich auf der Suche nach meinem General, als ich im Schatten eines Waldrandes eine Schar Manövergäste bemerkte, die alle in gespannter Erwartung nach einer bestimmten Richtung sich wandten. Von dorthier wälzte sich eine gewaltige Staubwolke heran, durchblüht von Reihen blinkender Kavalleriejäbel. Schon ertönte das Signal: „Zur Attacke! Marsch, marsch!“ — und in demselben Augenblicke, da die Reiter mit vorgestrecktem Sarraß sich in Karriere setzten, brach drüben am Waldsaum ein langbeiniger, einer leichten offenen Chaise vorgespannter Brauner in derselben wilden Gangart ins freie Feld, daß dem Manne auf dem Boß, während er vergebens die Zügel anzog, der Gut treiben ging, und in dem Bereiche heller Kleider und farbiger Bänder im Wagen ängstliches Geschrei im höchsten Sopran sich vernehmen ließ.

Voll ritterlichen Eifers galoppierte ich dem Durchgänger entgegen, doch ehe ich ihn erreicht hatte, wurde „Halt!“ geblasen, und wie auf Kommando stand auch der Braune und wieherte, als ob er wer weiß was für ein Kunststück geliefert hätte. Der barhäuptige Wagenlenker, der, wie ich zu meiner Überraschung entdeckte, Peter Schnüttgen war, atmete erleichtert auf. „Das ist ein alter Kavalleriegaul,“ sagte er, „wie er das Signal gehört hat —.“

„Maria Joseph!“ rief das blonde Settchen leichenbläß, „was hab ich Angst gehabt!“

Das braune Schwesterlein dagegen raffte das hübsche, helle Kleid und sprach: „Zwei Gläschen sind schon kaputt. Herrje! Der ganze Wagen ist platjschnaß.“

Ich aber starrte und starrte auf den langbeinigen Braunen, bis mir in einer plötzlichen Erleuchtung der Freudenruf entfuhr: „Brutus — alter Brutus, bist du's wirklich?“ — Fröhlich die Ohren spitzend, sah er mich

an, als ob er mich gleichfalls erkenne und des Wiedersehens sich ebenso freue wie ich.

Na, nun mußte ich erzählen, und ich erzählte, daß sie ganz gerührt wurden. Schnüttgen, überglücklich, das berühmte Kriegspferd zu besitzen, versicherte, daß seine Gäule es zwar alle gut hätten, der alte Brutus aber extra gut haben und auch das Gnadenbrot erhalten solle, wenn es einmal so weit mit ihm sei. Zum Glück waren noch etliche Flaschen ganz geblieben. So stießen wir an und tranken und taten das sehr vergnügt noch zu verschiedenen Malen. Ich hätte beinahe meinen General darüber vergessen.

Uebergänge.

Von Ewald Silvester, Chur.

Von Mensch zu Mensch schlagen sich die feinen Brücken der Sympathie und Antipathie, brechen von selbst wieder oder werden zerstört durch Abneigung und Haß — Uebergänge. Wandel, Wechsel: in der Kausalitäten wunderbares Gespinnst eingesponnen.

„Nichts ist dauernd wie der Wechsel“, sagt im Sinne Heraklits Börne in seiner Rede auf Jean Paul. Milliarden von Menschen empfanden und äußerten es von jeher, jeder in seiner Form.

Die Uebergänge sind das Bitterste und das Süßeste, sind beides zugleich. Sie leben vom Sterben und von der höchsten Potenz der Kräfte. Das Sichumformen ist ja neues Erzeugen eines andern. Die letzten Energien werden frei in Schöpferkraft. So heißt Schmerz leiden: Wonne schaffen. Einer, etwas genießt immer Glück davon. Uebergänge bedeuten: leiden, um Glück zu schaffen oder zu genießen.

Der Kranke leidet, um zu genesen. Dann aber durchrinnt ihn das beseligend-prickelnde Gefühl des Neuwerdens. Immer das Gleiche: überwinden, um siegend zu werden.

Mensch und Dinge sind eins darin. In den Städten: alte Häuser, Winkel und Gassen gehen unter und neue Bauwerke, Plätze und Straßen breiten und weiten sich an ihrer Stelle. Aus dem alten Gemäuer verwilderter Ruinen sproßen in starkem Drang Buschwerk und stämmiges Baumgrün, das mit nervigen Wurzeln die modrigen Trümmer zersprengt und Neuland schafft.

Treulich die Halbheiten, den eigentlichen Prozeß des „Umwerdens“, spüren wir doppelt. Sie schaffen nicht nur Unbehagen für unsere Sinne, sondern auch wilden Schmerz.

Träume sind Uebergänge. Wir wissen nicht, woher und wohin sie führen. Sie sind Uebergänge aus dem Leben zum Tode und wieder zurück zum Leben. Schlaf ist ja der zeitliche Tod des Lebens. Wie süß können Träume sein, wie entlastend. Und so bitter, daß wir in Tränen aufgelöst, erstarrt und von Grauen erschüttert in der Nacht emporschrecken zu angstbeflommenem Erwachen.

Wie traumhaft lockt die Seelen der Jugend das Leben zu rätseldurch-